

# Operation

Autor(en): **Malander, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 41

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649364>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

Es schien Schwester Martha, als habe sie seit langer Zeit keine so unruhige Nacht mehr verlebt. Die Glocke rief öfters als sonst, und auf ihrem Rundgang traf sie viele Patienten schlaflos an. Freilich, es war eine ausserordentlich schwüle, dunkle Nacht. Ein Gewitter schien im Anzug zu sein, und kurze Blitze erhellten von Zeit zu Zeit die dämmerigen Korridore.

Schwester Martha war müde. Die Haube, die sie in aller Eile vor Antritt der Nachtwache aufgesetzt hatte, wollte nicht sitzen, und eine Strähne grauer Haare fiel ihr immer wieder in die Stirn. Sie setzte sich wieder zu ihrem Lämpchen und nahm die Strickarbeit vor. Eine Weile herrschte Ruhe. Das Haus versank in lautlose Stille. Nur die Nadeln in ihren Händen klirrten leise. Schwester Martha hatte Zeit ihres Lebens unzählige Nächte durchwacht. Sie kannte sie alle und wusste: keine war wie die andere. Es gab friedliche, gute, ruhige, und es gab stürmische, aufregende, mit Arbeit angefüllte Nächte; es gab solche wie diese, erfüllt von unerklärlicher Unruhe und drückender Schwere, voll Ungewissheit und Dunkel, in denen die Patienten unruhig und das Pflegepersonal müde war.

Vom Türmchen her schlug die Glocke ein Uhr. Schwester Martha erhob sich, um ihre zweite Runde anzutreten. Ihre leisen Schritte gingen von Zimmer zu Zimmer; überall öffnete sie geräuschlos die Tür und warf einen prüfenden Blick in den Raum.

Plötzlich blieb sie lauschend stehen. Am Ende des Korridors hörte sie auf der Treppe leise Schritte, und es war, als bliebe jemand auf dem untersten Absatz zögernd stehen. Rasch ging sie dem Korridor entlang auf die Gestalt zu, aber als sie näher kam, sah sie, dass niemand da war. War Schwester Margrit vom oberen Stockwerk vorbeigegangen? Brauchte sie vielleicht etwas? Nun, sie wusste ja, wo sie zu finden war.

Die Schwester setzte ihre Runde fort und war schon in der Mitte des langen

Korridors angelangt, als sie zu ihrer Verwunderung bemerkte, dass die Tür von Nummer fünfundfünfzig halb offenstand. Wie war das möglich? Nummer fünfundfünfzig war vor kurzem operiert worden, und es stand nicht in Frage, dass die Patientin die Tür selbst geöffnet hatte. Hatte sie sie selbst auf ihrem letzten Rundgang offen gelassen? Sie konnte sich nicht erinnern. Leise trat sie in die Oeffnung und horchte.

Das Zimmer war dunkel und ruhig, aber irgend etwas gefiel Schwester Martha nicht. In langen Jahren hatte sie ein Gefühl für die Atmosphäre eines Krankenzimmers erhalten. Sie spürte es, ob ein Raum von Schmerzen erfüllt oder in die Stille einer Bewusstlosigkeit getaucht war. Sie erkannte von ferne den ruhigen Schlaf eines Genesenden, und mehr als einmal war sie des Morgens in der Tür eines Zimmers gestanden und hatte plötzlich die Eiskälte des Todes von drinnen gefühlt. Die Stille in diesem Raum beunruhigte sie. Sie war seltsam starr, und etwas Fremdes, Lebloses lag in ihr.

Schwester Martha zögerte einen Augenblick, dann trat sie ein und hob mit einer schnellen Bewegung ihr Nachtlicht hoch. Entsetzt tat sie ein paar Schritte zum Schalter und machte Licht.

Das Bett war leer.

Das Zimmer war leer.

\*

«Aber das ist doch ganz unmöglich!» sagte Doktor Bütikofer, der Chefarzt des Bezirksspitals Breitbach, schon zum zweitenmal in den Apparat hinein. «Sie müssen sich irren, Schwester. Einer der Aerzte wird die Kranke auf eine andere Abteilung gebracht haben.»

Er hörte wieder die aufgeregte Stimme der Schwester und konnte seinen Aerger kaum zurückhalten. Er selbst verliess nach einer bösen Magenstimmung zum erstenmal seit drei Tagen das Bett. Und es war doch immer dasselbe. Man hatte kaum seinem Arbeitsfeld den Rücken gekehrt, so kamen Ungenauigkeiten vor.

«Wann haben Sie die erste Runde gemacht, Schwester? — Um elf Uhr, sagen Sie? — Und Sie sind sicher, dass die Patientin damals auf Nummer fünfundfünfzig war? — Wie? — Sie sprachen noch mit ihr? — Also gut, Schwester, ich komme. Lassen Sie mir die Türe öffnen, bitte.»

Doktor Bütikofer wohnte in dem kleinen Hause, das für den leitenden Chef in unmittelbarer Nähe des Spitals erbaut worden war. Er kleidete sich an und ging durch die dunklen Anlagen auf das Hauptgebäude zu. Im Gehen grübelte er darüber nach, war diese Nummer fünfundfünfzig eigentlich war. Eine Neue, ja, er erinnerte sich jetzt. Sie war an dem Tage gekommen, an dem er sich zu Bett gelegt hatte, ein junges Mädchen, oder war es eine junge Frau? — Akuter Blinddarm. Normaler Verlauf.

Trotz der heissen Nächte fröstelte er, und auch ihm legte sich die unheimliche Schwüle der Nacht schwer auf die Brust. Ich sollte noch nicht aufstehen, dachte er, doch zwang er sich zu seinem gewohnten energischen Gang. Nummer fünfundfünfzig lag im ersten Stockwerk, wo Schwester Martha mit dem Lämpchen in der Hand mitten im Korridor stand. Sie machte einen seltsamen aufgeschreckten Eindruck und war in so aufgelöster Haltung, wie er die ruhige und besonnene Schwester selten gesehen hatte. Aus Nummer fünfundfünfzig fiel ein heller Lichtschein auf den Korridor.

Man sah dem Raume an, dass etwas nicht stimmte. Kissen lagen am Boden, das Bett war zerwühlt und schien in Eile aufgedeckt worden zu sein. Die Türen des Schranke standen offen.

Doktor Bütikofer's Blick glitt zum Fenster. Aber die Schwester schüttelte leicht den Kopf. Es war vorschriftsmässig geschlossen.

«Sie haben gar nichts bemerkt, Schwester? Es war niemand bei der Patientin? Es war überhaupt niemand auf der Abteilung, seit Sie die Wache antraten?»

«Wie ich Ihnen sagte, Herr Doktor. Fräulein Stadler bat mich um elf Uhr um ein Schafpulver. Ich brachte es ihr an dieses Bett. Ich war immer hier, Herr Doktor.»

Dr. Bütikofer stand eine Zeitlang unbeweglich da, sein Blick ging über die Schwester hin zu den dunklen Fenstern. Dann fragte er, und in seiner Stimme lag wieder die gewohnte Ruhe: «Und wer hat die Dame behandelt, Schwester?»

Schwester Martha sah ihn an. «Doktor Richard», sagte sie langsam.

\*

Die Zimmer der beiden Assistenten waren im obersten Stockwerk nach dem Westen hin gelegen. Abends, wenn die



Schloss Oberhofen am Thunersee

Sonne am Jura unterging, fielen goldene Strahlen in ihre hintersten Winkel und machten sie hell und gemütlich. Nachts, bei elektrischem Licht, unterchieden sie sich wenig von den Räumen der unteren Stockwerke, denn die weissen Spitalbetten, von exakten Schwesterhänden gestreckt, gaben dem Baum trotz des Teppichs und den weissen Polsterstühlen unfehlbar das Aussehen eines Krankenzimmers.

Dr. Baumann lag in einem unruhigen Halbschlummer und fühlte, dass das Schlafpulver, das er eingenommen hatte, nicht wirkte, wohl aber machte es seine Glieder bleiern schwer. Hinter seinen geschlossenen Lidern zogen viele flüchtige Bilder vorbei. Sie glichen den Bildern eines Films, der sich unaufhörlich abrollt, nur dass er das Kino

nicht verlassen, den Film nicht abstellen konnte. Er konnte die Bilder auch nicht halten, sie kamen und flohen, und hatte er endlich das eine, das er haben wollte, eingefangen, so stürzten gleich zehn oder zwanzig andere auf ihn ein.

Das eine, das er haben wollte — — Maria. Jener Tag am See. Das war nun gerade ein Jahr her. Er sah sich in Zürich, Assistent der Anstalt Steinberg, inmitten interessanter wissenschaftlicher Arbeiten. Jener Tag am See — ein Sonntag, heiss wie heute. Aber das hatte er damals nicht gefühlt. Maria — — Er sah sie vor sich, wie sie im leichten Sommerkleid am Teetisch ihm gegenüber sass. Das Orchester spielte einen jener Walzer, die an einem Teekonzert unerlässlich sind, leicht, zärt-

lich, belebend — Wasser glitzerte — Möven kreisten — und Marias Stimme, damals noch in ihrer ganzen Frische, voll Jugend und Entzücken — — Und Marias Haare. Ihre Augen — —

«Schau, Max», sagte ihre Stimme zu ihm, «du wolltest doch heute nicht an solche Dinge denken. Wir wollten doch fröhlich sein zusammen. Du bist immer so schwer. Kannst du nicht heute, mir zuliebe — —»

«Du bist so schwer.» Ja, das war vielleicht die Schuld daran, dass alles so kommen musste. Er war eckig, er war schwer, er war unbeholfen. Und Maria war leicht, sie freute sich, sie wartete auf all die herrlichen Dinge, die das Leben ihr schenken würde.

Neunzehn Jahre war sie damals. Die Sonne schien, das Orchester spielte. War es ein Sonntag oder waren es viele, viele Sonntage gewesen, dass sie so beieinander gesessen? Marias Hand nahm die Krumen vom Tisch auf und streute sie den Spätzchen hin. Sie kamen ganz nahe. Marias Augen blickten zärtlich auf die kleinen Vögel. Sie bat um eine Zigarette. Ihre Augen, durch den Rauch geheimnisvoll verschleiert, blickten zu ihm hin. Sie stand auf. Sie gingen dem See entlang. Ihr Mund plauderte. Und sein Herz war erfüllt von heissem Glück.

Jener Tag — jener glückliche Tag.

Ein neues Bild dann. Sie standen vor der Haustüre und verabschiedeten sich. Die Fenster des Hauses blickten schwarz auf sie herunter.

Dr. Baumann warf sich leise stöhnend auf die andere Seite. Er sah und sah, Bild um Bild — —

Das Klopfen an seiner Tür überhörte er zuerst ganz.

Dann fuhr er auf. Schwester Rosmaries Stimme sagte durch die Tür, dass er doch bitte sofort in das Ordinationszimmer des Chefs kommen möchte. Er begriff schwer. Ein Notfall?

Nein, aber er möchte doch gleich kommen.

Er schlüpfte in Hemd und Hose, warf seinen Aertzekittel über und ging hinunter.

Noch auf der Treppe rollte der Film.

Seltsamerweise sah er plötzlich Marias Handtasche vor sich, so nahe, als läge sie vor ihm. Vorn waren zwei silberne Buchstaben aufgenagelt. M. S. stand da. Und drinnen lagen alle die kleinen Dinge, denen er sonst so verständnislos gegenübergestanden hatte und die er jetzt liebte, weil sie zu Maria gehörten, ja, ein Teil von ihr waren. Der kleine Geldbeutel, dieselbe Farbe wie die Tasche, zwei Schlüssel, das silberne Döschen mit Hustenbonbons, ein roter Drehbleistift, der Lippenstift, die Puderdose — — Vor seiner Begegnung mit Maria hatte er nicht gewusst, was so eine Handtasche alles enthalten

komte. Er hatte gearbeitet und noch-mals gearbeitet, war sehn und «schwer» gewesen. Aber während dieser Bekanntheit mit Maria hatten diese dummen kleinen Dinge allmählich wachsende Bedeutung angenommen. Sie wurden gebraucht, sie waren über-all mit dabei und spielten wichtige Rollen. Und später gedachte er ihrer mit einer zärtlichen Freude. Ach ja, und ein Spiegelchen war darin, ein Spiegel-chen —

Die Aerzte und alle Schwestern stan-den in Zimmer; die Schwestern flüster-ten leise untereinander. Sein Kollege, Assistent Dr. Huber, teilte ihm halblaut mit, dass eine Patientin verschwunden sei. Der Chef stand am Schreibtisch und wartete.

Er hörte alles in einer Art Halb-traum und wusste kaum, welches das wirkliche Geschehen war, das hier oder das andere, das innere.

Er hörte die Fragen und hörte Dr. Richard antworten.  
«Ja, er habe die Kranke heute be-sucht. Es war alles in Ordnung ge-wesen, sie hätte sich den Umständen ge-mäss wohlgefühlt. «Nein, kein Fieber, Herr Doktor. — Nein, Herr Doktor, auch keine Anzeichen einer geistigen Störung.» Er versuchte, den obersten Knopf seines Arztekittels endlich zu-zubringen. Seine Hände nestelten ner-vös an dem weissen Stoff. Wieder dok-tor Richards Stimme. «Wie meint der Herr Doktor? Nein, nein, das ist aus-geschlossen. Gehen konnte sie nicht. Sie ist doch vor zwei Tagen operiert worden!»

Schweigen.  
Fragende Blicke hin und her.  
Er hörte dann, dass das Haus ab-ge-sucht worden, Fenster und Türen verschlossen befunden, Fräulein Stad-ler aber nirgends zu finden gewesen sei. Schwester Martha hustete und strich eine Strähne grauer Haare aus der Haube. — Dass man die Polizei holen müsse. Ja, auch das. Und als letz-



### Der Sperling und die Krähe

Eines Tages begegneten sich ein Sper-ling und eine Krähe auf einem Heide-näp-fench.  
«Kraften sie ein paar Worte des Wohlwollens getauscht, und sich auf ein wenig über das Wetter unterhalten hatten, begann der Sperling unheim-lich zu prahlen, indem er rief:

«Es ist die Tragödie meines Lebens, daß ich die niedrigste und bedachtete Gestalt eines flüchtigen Sperlings bin, während in meinem Innern die Kräfte eines Adlers schlummern!»

Die Krähe schüttelte über diesem Aus-bruch geizenhaftigen Prahlens be-denklich den Kopf und antwortete:

«Immerhin ist es besser so, als wenn es gar ungeteilt wäre: denn in der Gestalt eines Adlers und mit dem Innern eines Sperlings wärst du ja erst recht ein Bild des Jammers.»

Peter Killian

Der Hauswirt Huber vermag dem jungen Johann Strauss geradeswegs durch die Hope in den Geldbeutel zu verzaubern. Kein Wunder, wo der Musikus schon seit drei Monaten mit dem Mietzins bei ihm in Zahlung ist. So hoch hinaus aber geht das Hauswirts Talent nicht, um auch die göttlichen Schätze hinter Stirn und Augen seines Untermieters zu entdecken. Auf derlei Dinge versteht sich sein Weibchen, die blondbezopte Christel, weit besser. Herr Huber fordert eben rücksichtslos Be-zahlung der rückständigen Mietschuld. «Ich zahle euch auf Heller und Pfennig, betruert heutig der junge Strauss. Das Stichwort sind sich der Alte. «Das hör' ich den zwanzigsten Monat lang. Aber ich hab' genug mit ihm! Da kann ich mein Zimmer gleich an Tags-bunden vermieten...» Mächtig ist das dem Johann in seine Melodien gefahren. Er schweigt betreten. Aufmunternd zupft ihm die Christel am Ärmel und schiebt sich zwischen die feindlichen Fronten.

«Wie kannst du so reden, Vater?» herrscht sie ihn vorwurfsvoll an. «Ich hab' eben Vor-schlag. Der Herr Strauss soll halt seinen nächsten Walzer an uns verpfänden. Da hast du doch eine Sicherheit in Händen, gell? Der Alte reißt seine Augen weit auf. So ein Dreiteufelmadel hat er da! Recht hat sie! Einpfänden wird er den nächsten Walzer.»

«Und wenn die Wiener tanzen wollen, dann müssen's zahlen!» Guckend schielt sich der Alte aus der Stube und stößt beinah' mit einem andern Mann zusammen, der sich eben ansieht, ins Zimmer zu treten. «Gell, Herr Hofmusikus!» grüßt die Christel doch dieser läßt artig seinen Hut und läst, die Herrn Strauss wissen, dass seine Hohel, der Herr Erzerzog, für den heutigen Hofball von Strauss partout einen neuen Walzer haben wünsche.

«Nun ist guter Rat teuer. Ersten, erkläre der Strauss grimmig, sei noch gar kein Walzer, da, und wenn einer vorhanden wär, dann tät' er weder ihm, dem Strauss, noch dem Herrn Erzerzog gehören, sondern den Herrn Hüben, dem er ihr verschrieben hat. Der Hofmusikus sperrt vor Staunen seinen Mund auf. Als ihm der Strauss die Sachlage beibringt. Das ist ihm noch nicht begegnet, dass einer einen Walzer verpfändet, den er noch nicht geschrieben hat. «Darüber muss ich erst mit dem Erzerzog reden», meint er, schwenk seinen Hut vor der Christel und versucht einen Kratzfuß. Dem Strauss bleibt nicht anderes übrig, als sich am Piano setzen und schenken und seine Gedanken zu zwängen, dass sie einen Walzer hergeben, den der Erzerzog dann für seinen Ball auslösen kann, wenn er will.

Schon am frühen Nachmittag schwenkt die Christel ihre Rütche danach. Sogar die Hof-musikus ältliche Beine beginnen empfindlich dabei zu wippen, obwohl sie in recht unvor-gänglicher Absicht in Straussens Deckmantel einkehren. Seine Hohel befehle ihm zum seinem Hauswirt aus Schloss. Eine Klein-lektion sei wohl zu erwarten. Auf die Klein-richt ihn verliert der Strauss alle Lustigkeit. Aber so leicht lässt sich die Christel nicht in Bockshorn jagen. «Ich hab's eingebracht, so läßt's sich auch wieder aus, Johann!» verkündet sie tapfer. «Ich geh' mit aufs Schloss!»

Im Schloss hat man keine gute Meinung über den jungen Musikus. «Was treibst du für Geschäfte mit seiner Kunst? herrscht ihn

## Der verpfändete Walzer

Der Hauswirt Huber vermag dem jungen Johann Strauss geradeswegs durch die Hope in den Geldbeutel zu verzaubern. Kein Wunder, wo der Musikus schon seit drei Monaten mit dem Mietzins bei ihm in Zahlung ist. So hoch hinaus aber geht das Hauswirts Talent nicht, um auch die göttlichen Schätze hinter Stirn und Augen seines Untermieters zu entdecken. Auf derlei Dinge versteht sich sein Weibchen, die blondbezopte Christel, weit besser. Herr Huber fordert eben rücksichtslos Be-zahlung der rückständigen Mietschuld. «Ich zahle euch auf Heller und Pfennig, betruert heutig der junge Strauss. Das Stichwort sind sich der Alte. «Das hör' ich den zwanzigsten Monat lang. Aber ich hab' genug mit ihm! Da kann ich mein Zimmer gleich an Tags-bunden vermieten...» Mächtig ist das dem Johann in seine Melodien gefahren. Er schweigt betreten. Aufmunternd zupft ihm die Christel am Ärmel und schiebt sich zwischen die feindlichen Fronten.

«Wie kannst du so reden, Vater?» herrscht sie ihn vorwurfsvoll an. «Ich hab' eben Vor-schlag. Der Herr Strauss soll halt seinen nächsten Walzer an uns verpfänden. Da hast du doch eine Sicherheit in Händen, gell? Der Alte reißt seine Augen weit auf. So ein Dreiteufelmadel hat er da! Recht hat sie! Einpfänden wird er den nächsten Walzer.»

«Und wenn die Wiener tanzen wollen, dann müssen's zahlen!» Guckend schielt sich der Alte aus der Stube und stößt beinah' mit einem andern Mann zusammen, der sich eben ansieht, ins Zimmer zu treten. «Gell, Herr Hofmusikus!» grüßt die Christel doch dieser läßt artig seinen Hut und läst, die Herrn Strauss wissen, dass seine Hohel, der Herr Erzerzog, für den heutigen Hofball von Strauss partout einen neuen Walzer haben wünsche.

«Nun ist guter Rat teuer. Ersten, erkläre der Strauss grimmig, sei noch gar kein Walzer, da, und wenn einer vorhanden wär, dann tät' er weder ihm, dem Strauss, noch dem Herrn Erzerzog gehören, sondern den Herrn Hüben, dem er ihr verschrieben hat. Der Hofmusikus sperrt vor Staunen seinen Mund auf. Als ihm der Strauss die Sachlage beibringt. Das ist ihm noch nicht begegnet, dass einer einen Walzer verpfändet, den er noch nicht geschrieben hat. «Darüber muss ich erst mit dem Erzerzog reden», meint er, schwenk seinen Hut vor der Christel und versucht einen Kratzfuß. Dem Strauss bleibt nicht anderes übrig, als sich am Piano setzen und schenken und seine Gedanken zu zwängen, dass sie einen Walzer hergeben, den der Erzerzog dann für seinen Ball auslösen kann, wenn er will.

Schon am frühen Nachmittag schwenkt die Christel ihre Rütche danach. Sogar die Hof-musikus ältliche Beine beginnen empfindlich dabei zu wippen, obwohl sie in recht unvor-gänglicher Absicht in Straussens Deckmantel einkehren. Seine Hohel befehle ihm zum seinem Hauswirt aus Schloss. Eine Klein-lektion sei wohl zu erwarten. Auf die Klein-richt ihn verliert der Strauss alle Lustigkeit. Aber so leicht lässt sich die Christel nicht in Bockshorn jagen. «Ich hab's eingebracht, so läßt's sich auch wieder aus, Johann!» verkündet sie tapfer. «Ich geh' mit aufs Schloss!»

Im Schloss hat man keine gute Meinung über den jungen Musikus. «Was treibst du für Geschäfte mit seiner Kunst? herrscht ihn

Der Erzerzog an. «Wenn wir alle eine Anleihe in unserm Seelenheil nähmen, da tät' was herauskommen.» Das verspricht dem Strauss die Christel. Kaum wagt er aufzublicken. «Die Christel fasst sich Mut. «Ich bin so glücklich, gesteht sie, «ich hab' ihn dazu eingeladen, dass er seinen Walzer bei meinem Verpfändet, weil er uns doch den Mietzins schuldig ist, der Johann.» Rasch tritt sie zwei Schritte auf den Erzerzog zu, weil's ihr das allerhöchste Ohr bestimmt sein will, was nun komme, «s' war ja keine rechte Pfändung net, Hohel. Ich wollt' nur meinen Walzer verpfänden, weil er partout keine Mühe macht, flüstert sie dem Erzerzog tem-peramentvoll ins Ohr. Und genau so leise antwortet er zurück: «Tüchtig seid, Jungfer, lass's den Vagant nicht merken, wie ihr's mit ihm meint!»

«Wo ist der Walzer?» fragt der Er-zzerzog laut den erstarrten Johann. Eifrig zeigt ihm Christel aus ihrem Täschchen und ihm dem Erzerzog herüber. Der be-zugelt die Noten wohlgelaut, summt die Takte und trägt ihn dann selbst zum Pianoforte. «Spiel Er, Strauss! Da scheint mir wieder was Vortreffliches gelungen...» und glitzernd rinnen die «Töne ins Ohr» und reiben sich in Höhen und Tiefen auf. Die Christel kann ihren Spitz-entzückung nicht bezwingen, und dem Erzerzog man das hört, kribbeln's einem in den Knochen. «Wahr's ist, probieren, Jungfer?»

«Die Christel zum Tanz auf. Leicht wie ein über's Parkett hin. «Und so was mag der Strauss, murrte der Erzerzog dem Christel. «Es soll mit wieder vorkom-men, Hohel!», entschuldigt sich Christel. «Aber halt' ich noch was zu stehen, Hohel!»,

erzählt sie zögernd. Sie beisst sich auf die Lippen, als scheue sie, es herauszusagen, doch die Christel der Erzerzog ermuntert, stottert sie: «Johann hat mir sein Herz verpfändet, Hohel...»

«Du habst wohl eine Pfandleihe in der Hand, fragt sie der Erzerzog vernigelt. «Die Musik lässt's uns doch, Jungfer, was schon ein Tanz ohne ein Walzer vom Strauss.» Begeistert schüttelt der Erzerzog die Hand. Dann wendet er sich wieder dem Strauss zu und fragt sie, wieviel er zu zahlen habe, um das Papierchen aus dem Strauss herauszukaufen. Das ist eine kreuz-verwirrende Frage, worauf sich die Christel nicht schenken will. «Ich weiss nit», antwortet sie klein-däulich. «Geht's um den Preis, Jungfer?»

«Die schaut ins Papier und er-zzerzog heftig über die gewaltige Summe. «Damit wär' eure Schandtat ausgelöst, Strauss. Was aber die andere Pfandgeschichte betrifft, in die ihr euch da mit der Jungfer eingelassen habt, daraus kann ich euch halt' nichts loskaufen. So reich wär' nicht einmal der Erzerzog, um den Preis zu zahlen. Und ich nicht' auch nit, Strauss. Ihr müsst halt' was wissen, wohin ihr euren Zins zahlt, erregt der Erzerzog mit feinem Lächeln sein Gesicht, hinter dem viel Bedeutung ver-borgen ist. Frühlich aber setzt er hinzu, so dem Johann und der Christel die Freude im Gesicht schlossen: «Den Walzer dirigiert mir heute im Schloss, Strauss!» B. F.

## Hausgarten

Im Einverständnis mit der Redaktion werde ich während der Wintermonate einen Blumenkurs beginnen. Da aber schon jetzt für die Blumen Wichtiges vor-zukuhren ist, will ich meiner verehrten «Kundschaft» einige zeitgemässe An-leitungen geben:

### Blumenzwiebeln

Sie sind die ersten Freudenpender im Frühjahre; sie sind es, die mit dem winter-lichen Blauogram in unserer Seele auf-zuräumen. Als erste grüssen uns die Schnee-glöcklein; wenn nötig durchbrechen sie sogar eine dünne Schneedecke und ver-suchen die frohe Botschaft: «Es muss doch Frühling werden!» Beide sind hüb-sch; das gewöhnliche Galanthus nivalis und Leccium, der Märzbecher. Gleich fol-gen die Crocus, vorab immer die gelben; aber auch die weissen, hell- und dunkel-blauen und die roten mögen es kaum er-warten, bis die Reihe an sie kommt.

Mit den Schneeglöcklein aber rivali-sieren seit einigen Jahren die Eranthis oder «Winterlinge», jene lieben gelben Blütenlein, die dem Hahnenfuss ähnlich sind. Aber während noch die Crocus in voller Blütenpracht stehen, gucken schon die blauen Köpflein des Scilla sibirica oder «Blautern» aus dem Boden hervor, als wollten sie sagen: «I bi de o da!» Und nun ist das Blühen nicht mehr aufzuhalten, und es entsteht eine Farbensinfonie sondergleichen: die Frühtulpen Vermilion brillant (rot), Kaiserkrone (rot und gelb-gefleckt) und wie sie alle heissen; dann die späten, langstieligen Darwin-Tulpen in weiss, gelb und verschiedensten Rot bis zum tiefen, geheimnisvollen Dunkel; die Sorten Advance und Crater sind beson-ders entzückend. Sehr hübsch sind auch die Wildtulpen (Eichlerl und Clusiana) und die Papageientulpen.

Aber in die Tulpenpracht hinein leuchten die Narzissen, Sternblumen und April-glocken. Dann folgen Ranunkeln und Anemomen usw.

Das alles kannst du im Frühling haben, wenn du diese Frühblüher im Oktober pflanzen lässt. Lass dir von einer Samen-handlung einen Katalog geben und triff dar-aus eine dir passende gute Auswahl. Lass dich ja nicht betören von direkten Ange-boten aus Holland, die dort gerne auch ihrer weniger wertvollen Ware loskommen möchten; sie würden dir im Frühjahre wenig Freude machen. Nur erstklassiges Setzgut, wie es dir unsere bewährten Firmen bieten, garantiert dir vollen Er-folg. Auch hier gilt eben der altbewährte Spruch: «Was nit viel choschtet, lacht nit viel wärt!» Dort erhältst du auch eine Anleitung, die dir über alles nötige Aus-kunft gibt, vor allem auch darüber, wie man die Blumenzwiebeln steckt.

«Was ist die Tragödie meines Lebens, daß ich die niedrigste und bedachtete Gestalt eines flüchtigen Sperlings bin, während in meinem Innern die Kräfte eines Adlers schlummern!»

Die Krähe schüttelte über diesem Aus-bruch geizenhaftigen Prahlens be-denklich den Kopf und antwortete:

«Immerhin ist es besser so, als wenn es gar ungeteilt wäre: denn in der Gestalt eines Adlers und mit dem Innern eines Sperlings wärst du ja erst recht ein Bild des Jammers.»

Peter Killian



Narzisse

Frühblüher gibt es auch unter den Freitandstauben

Auch sie machen uns viel Freude. Ich denke da an Doronicum (Genswurz, gelb), Daphne (Zylang, Seidelbast, ein rotblühendes, überaus fein riechendes Sträuchlein), Alyssum (gelb), arabis albidus (weiss), Iberis sempervirens (weiss), Hepatica tribolia (weisses und rotes Leberblümchen), Auribria deltoidea (rot und blau), Phlox amoena, setacea, subulata) und wie sie alle heissen, seien es Einzelständer, Hän-ger oder Polsterpflanzen zu Einfassungen. Sie und die Sommer- und Herbstblüher müssen jetzt gepflanzt werden. Auch für sie gilt: Wende dich an Spezialgeschäfte; dort erhältst du für gute Preise auch gute Ware. Am besten besuchst du ein solches, wenn die Stauden blühen; dann kannst du das bestellen, was dich persönlich wirk-lich freut.

Das gilt besonders auch für die Dahlien

An die musst du auch jetzt schon denken. Aus den unzähligen Hunderten, wenn nicht Tausenden von Sorten, kann nur nach Anschauung in einer unserer vor-bildlichen Dahlienzüchtereien eine be-friedigende Auswahl getroffen werden. Die Dahlie ist heute eine unübertroffene Prunkblume; an Farberreichtum kommt ihr keine nach.

G. Roth

### Tulpen, Hyacinthen, Crocus

Auf Grund langjähriger Erfahrung haben wir unser Blumenwielbel-Sortiment zusammenge-stellt, weil wir unseren Kunden etwas Besseres, Schönes bieten wollen, zum Beispiel Hyacinthen, 1. Größe, 10 Stück Fr. 2.50 Tulpen, einfache, niedere, 10 Stück Fr. 2.80 Tulpen, hohe, Darwin, 10 Stück Fr. 2.40 Aprilglocken, gelbe, 10 Stück Fr. 4.00 Crocus, gelbe, blaue, weisse, 25 Stück Fr. 2.— Schneeglöcklein, weiss, 25 Stück Fr. 3.25 Interessanten erhalten unsere neue Sorten-liste gratis

### Samen-Hummel

Zeughausgasse 24, Bern.

Telephone 3 54 69

### Domen Tulpe

